

herausfinden, was genau in dem erwähnten Dokument Umstürzendes zutage trat. Der Name des Autors war nur als Kürzel daruntergesetzt – E.H. – offenbar ein Redaktor, der lediglich eine Meldung bearbeitet hatte.

Ich war gerade bei den weniger interessanten Lokalnachrichten aus Zürich angekommen, als ein einzelner kalter Tropfen auf meinen Oberschenkel fiel. Er stammte nicht aus meinen Haaren, sondern von Antoine, der sich neben mich gestellt hatte und mir über die Schulter sah, offenbar, um zu sehen, was ich da las. Ich erinnere mich noch, dass dieser Tropfen wie ein Meteorit einschlug und sich anfühlte wie eine Berührung. Er lief kalt an der Innenseite meines Schenkels nach unten.

»Il dit quoi, ton journal?«, fragte Antoine und legte sich auf den Rücken vor mir ins Gras. Ich erzählte ihm von Stendhals Brief, doch er lächelte nur und sagte, Stendhal sei ja nicht schlecht, aber Camus sei der Größte. Er hatte sich auf die Ellbogen gestützt und auf seinem Bauch glitzerten die Wassertropfen, während er mir erzählte, er wolle eines Tages nach Lourmarin fahren, wo Camus begraben sei, um den schlichten Grabstein zu sehen, auf dem beinahe nichts geschrieben stehe, nur die Lebensdaten, so habe er gelesen. Dieser Grabstein sei, so Antoine, als Camus' letzter Text zu betrachten, der in seiner Klarheit und Einfachheit das Werk abschließe wie eine letzte Unterschrift.

Für einen kurzen Moment verspürte ich den Impuls, mich nach vorne zu lehnen, ihm einfach über den Bauch zu streichen und ihn zu küssen, doch stattdessen hörte ich ihm zu, während er davon schwärmte, wie schön der Süden sei, dass er Aix-en-Provence gut kenne und unbedingt von dort aus den Lubéron erkunden wolle. Von Camus

hatte ich noch nicht viel gelesen, nur die allseits bekannten Romane, keine Essays, und so fühlte ich mich unsicher, als mir Antoine von einem Autor vorschwärmte, der damals, Mitte der 1980er-Jahre, bereits zu einem Klassiker geworden war.

Zu meiner Unsicherheit trug aber vor allem der Umstand bei, dass ich intensiver als je zuvor das Gefühl hatte, meinen Blick nicht von Antoinettes Augen abwenden zu können. Sein glänzendes Haar fiel ihm in pechschwarzen Strähnen ins Gesicht, und ich war mir unsicher, ob die dahinter aufblitzenden Augen nun hellgrün oder hellblau waren. In diesem Moment im La Motta verliebte ich mich in ihn.

Mit größter Aufmerksamkeit achtete ich auf Signale, die darauf schließen lassen könnten, dass es ihm ähnlich ging, dass auch er meinen Blick suchte, doch er wirkte so entspannt und redete so beiläufig, als wäre all dies für ihn nicht wichtig, als könnte er genauso gut mit jedem anderen Mädchen über jeden anderen Autor plaudern.

Irgendwann schlug er vor, noch einmal schwimmen zu gehen, und nach einigen Bahnen saßen wir in der Mittagssonne am Beckenrand nebeneinander, etwas fröstelnd, denn der Wind hatte aufgefrischt und die Sonne war hinter einer großen Wolke verschwunden. Unsere Beine baumelten im Wasser, als Antoine mich nach meinem Akzent fragte, und ich erinnere mich noch, dass er in dieser Frage selbst den ersten Wortteil nach Schweizer Art etwas stärker betonte – *un accent bizarre* –, als es in Frankreich üblich ist. Ich erzählte ihm, woher ich kam, *les Grisons*, da sah ich, dass meine Mitbewohnerin Marlène ins Schwimmbad kam und sich umsah, als suchte sie jemanden. Sie entdeckte schließlich mich, und in dem Moment spürte ich, wie Antoinettes nasser Oberarm meinen

berührte, ganz beiläufig. Doch ich konnte nicht reagieren, denn schon stand Marlène vor mir und sagte: »Deine Mutter hat angerufen. Es ist etwas passiert. Du sollst sie zurückrufen.«

»Je dois y aller«, sagte ich zu Antoine, ging sofort in die Umkleidekabine und zog mich in großer Eile um. Als ich das Bad verließ, sah ich, dass Marlène sich mit Antoine unterhielt, der noch immer mit den Beinen im Wasser saß und durch seine nassen Haare zu ihr aufblinzelte. Ich entriegelte mit zittrigen Händen das Fahrradschloss und trat kräftig in die Pedale, um schnell voranzukommen. Auf dem Weg zurück zum Wohnheim, wo auf dem Gang unser Gemeinschaftstelefon an der Wand hing, versuchte ich verzweifelt eine Antwort auf die Frage zu finden, was geschehen sein könnte.

Nur selten benutzen wir das Telefon, da man sich unter Studenten in der kleinen Stadt ohnehin ständig über den Weg lief. Damals war das Telefonieren noch teuer, und wir hatten eine kleine Liste neben dem Telefon hängen, auf der wir notierten, wer wie viele Einheiten zu bezahlen hatte. Ich drehte die Wählscheibe mit zitternden Händen. Das Freizeichen ertönte zwei Mal, dann nahm meine Mutter ab. »Ich bin's. Was ist passiert?«, sagte ich.

Ihre Stimme bebte, als sie mir erzählte, ihr Bruder Durs sei in Berlin verschwunden, seit einer Woche nicht in der Schweizer Vertretung erschienen, wo er als Hausmeister und Fahrer arbeitete, die Polizei habe sie angerufen, weil die Mitarbeiter der Vertretung sich Sorgen machten. Alle Verwandten seien kontaktiert, die Berliner Polizei habe heute früh in Anwesenheit einer Vertreterin der Schweizer Botschaft aus Bonn die Wohnung geöffnet, aber nichts gefunden, auch keinen Abschiedsbrief. Ich solle mich

sofort melden, falls mein Onkel Kontakt mit mir aufnehme.

»Hab keine Angst, Mama«, antwortete ich, ein idiotischer Ratschlag, wie mir selbst sofort auffiel, denn natürlich war dieses Verschwinden beunruhigend, zumal mein Onkel Durs nicht zu spontanen Reisen oder zu Unzuverlässigkeit neigte. Wir versprachen uns gegenseitig, einander sofort zu kontaktieren, falls es etwas Neues gebe, und so verabschiedeten wir uns mit dem Gefühl, dass etwas sehr Ernstes geschehen sein musste. Ich hängte den Hörer auf und starrte das Telefon mit seiner Wählscheibe einen Moment rätselnd an. Noch heute habe ich die seltsam kraftlos-beige Farbe des Plastiks vor Augen. Dann ging ich den Gang hinab in mein Zimmer.

Dort setzte ich mich auf mein Bett und überlegte, fand aber keine Erklärung. Durs war mein Lieblingsonkel, ein stiller, ehrlicher Mann. Er hatte lange in Chur bei der Kantonalverwaltung gearbeitet und war dann über Kontakte nach Berlin gewechselt in den diplomatischen Dienst, auf der untersten Ebene, als Verwaltungsangestellter. Er war, so hatte ich ihn verstanden, eine Art Mann für alles, kümmerte sich um die Mittelverwaltung, den Dienstwagen, ja sogar den Garten der Vertretung. Ein Suizid schien mir ausgeschlossen, und die Vorstellung, Durs könne in kriminelle Machenschaften verwickelt sein, war schlicht grotesk. Während ich meine Badesachen zum Trocknen aufhängte, kreisten meine Gedanken weiter. Auch ein Badeunfall war unwahrscheinlich, denn mein Onkel war gesund und würde sich auf den Badeseen im Berliner Umland nicht zu unvernünftigen Abenteuern hinreißen lassen. Mir wurde klar, dass ich momentan nichts unternehmen konnte, um dieses Rätsel zu lösen, da fiel mein Blick auf die Zeitung, die ich aus meiner Badetasche genommen

hatte. Ich schnitt den Artikel über Stendhals Brief sorgfältig aus und legte ihn in meine Ausgabe von *Le Rouge et le Noir*. Dann begann ich, meine Dinge für das beginnende Semester zu ordnen, Kurse aus dem Vorlesungsverzeichnis herauszusuchen und mir einen Überblick zu verschaffen.

Damals waren die formalen Anforderungen im Studium noch gering und man musste nur eine kleine Anzahl von Scheinen erwerben, um zum Examen zugelassen zu werden. Zu den Pflichtveranstaltungen für angehende Französischlehrer gehörten neben den Sprachübungen und der Sprachgeschichte einige literaturwissenschaftliche Kurse. Ich hatte bereits bei Erscheinen des Vorlesungsverzeichnisses einige Dinge ins Auge gefasst, erstellte mir nun aber einen präzisen Wochenplan, in den ich alle Kurse sorgfältig eintrug. Neben dem 18. Jahrhundert standen vor allem die großen Romane des 19. Jahrhunderts auf dem Programm, daneben Sprachgeschichte und Landeskunde. Im Frühling würde ich bereits meinen Abschluss machen, dann eine kantonale Nachprüfung in Graubünden durchstehen müssen und schließlich ins Schulpraktikum überwechseln. Mir schauderte bei dem Gedanken, dass mein Studium bereits auf der Zielgeraden war, dass der oft beschworene *Ernst* bald beginnen würde.

Am Abend arbeitete ich in einer der Studentenkneipen in der Altstadt, dem *Café populaire*, eine beliebte und recht bequeme Art, etwas Geld zu verdienen. Damals wurde noch sehr viel geraucht und im Rückblick scheint es mir fast unbegreiflich, dass wir es zu jener Zeit ganz normal fanden, nach einer langen Arbeitsschicht in einer Kleidung nach Hause zu kommen, in die sich über Stunden der Qualm hineingefressen hatte. Ich selbst paffte ab und